

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 9.

Dienstag, 12. Januar.

1915.

Copyright 1914 by Carl Dunker, Berlin.

## Der Wagehals.

Nachdruck verboten.

(20. Fortsetzung.)

Roman von Fritz Skowronnek.

Etwas zögernd griff der Forstausseher zum Glase und tat Bescheid. Herr von Baleski mochte wohl das Zögern bemerkt haben, denn er lächelte. „Sie brauchen sich nicht an meiner Beschäftigung zu stoßen. Ich stehe und arbeite im Dienst einer großen, völkerbefreienden Idee. Jawohl, ich treibe, wie Ihnen allen hier wohl kein Geheimnis mehr sein wird, Schmuggel, aber nicht um Kleinlichen Krämergewinn . . .“

„Was Sie hier tun und treiben, geht mich nichts an“, erwiderte Bauschus gleichmütig, „solange Sie nicht mit unseren Gesetzen in Konflikt kommen.“

„Davor werde ich mich sehr hüten“, lachte der Baron. „Aber ich will Ihnen offen gestehen, daß ich gern Gelegenheit hätte, etwas auf die Jagd zu gehen. Man läßt doch seine Fähigkeiten nicht gern einrosten. . . . Sie haben viel Wild hier, wie ich gehört und teilweise selbst auch gesehen habe.“

„O ja . . . aber ob der Herr Forstmeister Ihnen Jagderlaubnis geben wird, möchte ich doch bezweifeln. Was er nicht selbst schießt, überläßt er seinen Revierbeamten, die das Wild hegen und beschützen.“

„Das Beschützen scheint nicht immer ganz leicht zu sein“, warf der Baron in spöttischem Ton ein, „ich habe wenigstens gehört, daß Ihnen ein Wilddieb aus dem best bewachten Revier schon mehrere Rehe geholt hat.“

„Das läßt sich nicht immer verhüten und soll anderswo auch vorkommen“, erwiderte der Forstausseher, bedächtig jedes Wort wägend; „denn wir Beamten haben noch eine Nebenbeschäftigung, die uns stark in Anspruch nimmt. Aber über kurz oder lange erwischt wir doch jeden Wilddieb, namentlich, wenn wir uns etwas Mühe geben.“

„Sie sind also jetzt wohl sehr eifrig auf dem Posten?“

„Ach, das geht an. Aber eins will ich Ihnen sagen, Herr Baron. Der Wilddieb, den wir erwischt, geht nicht mehr auf seinen Füßen nach Hause. Seitdem ein Schust unserer Kollegen Schnabel angeschossen hat, gibt es keinenardon. Ob von vorn oder hinten, das ist ganz egal, die Kugel bekommt er aufs Blatt.“

„Das hört sich ja ganz schrecklich an, lieber Herr Förster.“ Er hob sein Glas und stieß mit dem Grünrod an. Bauschus mußte sich innerlich Gewalt antun, um zu trinken. Er fuhr ruhiger fort: „Wenn ein Wilddieb sich in der Not zur Wehr setzt, kann man das verstehen, aber wenn einer aus dem Dickicht wie ein Meuchelmörder auf den ahnungslos gehenden Beamten schießt, dann ist das ein feiger Meuchelmörder, Herr von Baleski.“

Er hatte lauter gesprochen, als nötig gewesen wäre, und den Baron dabei scharf angesehen.

In seinem Gesicht zuckte keine Muskel. Er nickte zu. „Da gebe ich Ihnen völlig recht . . .“ Er betonte scharf: „Das ist ein feiger, gemeiner Meuchelmörder. Aber kann der Wilddieb Ihren Kollegen nicht mit einem Stück Wild verwechselt haben?“

„Nein, das ist völlig ausgeschlossen. Ein sechs Fuß langer Mann, der durch lichter Holz schreitet, kann nicht mit einem Stück Wild verwechselt werden. Uns kann das jedenfalls nicht passieren.“

Das Stückchen hatte sich inzwischen mit Bauern gefüllt. . . . Sie kamen, um mit dem Baron die Fuhren für die nächste Woche abzuschließen. Er wandte sich zu ihnen und verhandelte mit ihnen. . . . Als das Geschäft abgeschlossen war, verabschiedete er sich sehr höflich von dem Grünrod und ging.

Bauschus sah ihm mit gemischten Gefühlen nach. Er war aus dem Baron nicht flug geworden. Die freimütige energische Stellungnahme gegen den Wilderer, der Schnabel angeschossen hatte, machte ihn in seinem Verdacht irre. . . . Die Bauern lobten ihn über den grünen Meer. Er zahlte ihnen nicht nur einen ungewöhnlich hohen Fuhrlohn, sondern bewirtete sie auch mit Wein und Zigarren. . . . Sie wünschten bloß, daß der schöne Verdienst nicht sobald ein Ende nehmen möchte. . . .

Wie es möglich war, die Menge schwerer Kisten über die Grenze und durch die dichte Linie der russischen Grenzwächter zu bringen, war ihnen freilich ein Rätsel. . . . Wenn die Packer sich einzeln mit ihren Traglasten in finsterner Nacht durch die Postenlinie schlüpfen, so war das zu verstehen. Aber ein ganzer Wagenzug. . . . Da mußte wohl sehr energisch geschmiert werden. . . . Aber was ging das sie an, wohin die Kisten weiter befördert wurden?

Roman von Baleski war langsam nach Hause gegangen. Er klopfte an die Tür des kleinen Zimmers, das seine Freundin bewohnte. Fedora lag in einem weichen Schlafrock auf dem Divan und las. . . . Der Boden war mit abgebrannten Zigaretten, Aschenresten und Streichhölzern bedeckt. . . . Dichter Rauch erfüllte das Zimmer. Roman ging zum Fenster und stieß es auf. . . . „Wie kannst du es bloß in solcher Luft aushalten?“

Fedora ließ das Buch sinken und sah zu ihm auf. „Ich habe es gar nicht gemerkt. . . . Das Buch ist so interessant . . .“

„Ist was Neues in meiner Abwesenheit gekommen?“

„Ja, der Leiser sitzt drüben in der Wohnstube und wartet auf dich . . .“

„Der Leiser? Was will der am Sonntag?“

Er ging über den Flur in die andere Stube. Ein alter Mann in schwarzem Kasan saß am Tisch. Wie ein biblischer Patriarch sah er aus; der Kopf von einem schwarzen Kappchen bedeckt, unter dem an jeder Schläfe sich drei kurze Locken hervorrangten. . . .

„Nun, Leiser, was gibts Neues?“

„Besser schon, wenn es gar nichts möchte geben Neues, Herr Baron, denn was Neues ist nichts Gutes.“

„Es wird doch nichts Schlimmes sein?“

„Schlimm? Das ist gar kein Wort, Herr Baron! Schrecklich, entsetzlich. In Wilna haben sie das große

lager gefunden und ausgenommen. Fünf Mann sitzen schon in der Kojka. Die anderen sind verschwunden wie der Dieb in der langen Nacht."

Roman stampfte heftig mit dem Fuß auf. „Da soll doch gleich. Aber das kommt von dem ekelhaften Geiz. Die Packullen muß man schmieren, daß sie sich in Alkohol baden können..."

„Mit Verlaub, Herr Baron, das hilft drüben auch nicht mehr. Da sind von Petersburg neue Herren gekommen. . . . Alles zittert vor ihnen. . . . Gerade diejenigen, die immer am weitesten die Hand ausgestreckt haben, sind jetzt die schlimmsten. Sie konnten uns doch wenigstens einen Wink geben: schafft die Kisten fort. Nun dann wären sie weg gewesen. . . . Aber nein. . . . Zwei vollbeladene Waggons haben sie auf dem Bahnhof genommen."

„Was nun? . . ."

„Das wollte ich Sie fragen, Herr Baron. Ich bin schon gewesen in Königsberg und habe nach London telegraphiert: vorläufig nichts mehr schicken. Was noch unterwegs ist, muß hier liegen bleiben."

Roman machte mit Daumen und Zeigefinger die Bewegung des Geldzahlens. „Na, und wie ist's hiermit?"

Der alte Herr zuckte vielsagend die Achseln.

„Ich kann doch hier nicht auf dem Pfropfen sitzen?" brauste Roman auf. „Ich habe noch ein paar tausend Mark liegen, aber die sind in acht Tagen alle. Es müssen doch ein halbes Schock Augen und Ohren verschmiert werden, ehe wir einen Wagenzug über die Grenze bringen können."

„Vorläufig werden der Herr Baron nichts mehr über die Grenze schicken. Wir wissen ja noch nicht, wohin es gehn soll." Unruhig schritt Roman in der Stube auf und ab. „Wie sind Sie gekommen, Leiser?"

„Wie ich gekommen bin? Wie jeder ehrliche Mensch . . . mit dem Paß über die Kammer. . . . Mein Fuhrwerk steht vorne im Walde. . . ."

„Wann bekomme ich wieder von Ihnen Nachricht?"

„Wenn ich werde haben Nachricht von London, Herr Baron. Wir brauchen jetzt Geld, viel Geld, denn wir müssen doch alles aufs neue einrichten. . . . Wir müssen neue Verbindungen anknüpfen, wo wir können die Waren lagern."

„Das kann doch keine Ewigkeit dauern. . . . Ich will Ihnen was sagen, Leiser. . . . Wenn die Sache nicht in vierzehn Tagen in Ordnung gebracht ist, mache ich Schluß. . . . Ich will hier nicht auf der Bärenhaut liegen. Ich will Geld verdienen."

„Mir gesagt, Herr Baron. . . . Meinen Sie; ich tue es zu meinem Vergnügen. . . .? Sie sitzen hier in Brezken in voller Sicherheit, und ich weiß an keinem Morgen, ob ich nicht am Abend schon werde sitzen im Rittchen."

Der Geschäftsfreund war gegangen. Roman ging über die Flur und trat bei Fedora ein. „Erschrick nicht, Geliebte, in Wilna ist das Lager entdeckt."

„Regt dich das so auf, Roman? Darauf müssen wir doch immer vorbereitet sein. Dann wird eben ein anderer Ort genommen. Aber wir haben dadurch jetzt Ferien bekommen?"

Sie sprang auf und faßte ihn um. . . . „Wollen wir nicht die Zeit benutzen, um ein paar Tage nach Königsberg zu fahren? Oder nach Berlin? Ach ja, Roman, nach Berlin. . . . Ich verschmachte schon nach einem Atemzug Großstadtluft. . . . Wenn wir gleich aufspannen lassen, erreichen wir noch den Nachtzug in Insterburg. . . . Ich habe in zehn Minuten gepackt. Morgen früh in Berlin. . . ." Wie ein Wirbelwind flog sie aus dem Zimmer. . . .

„Ce que femme veut, Dieu veut", rief Roman ihr nach, warf seine Zigarette weg und ging nach seinem Zimmer, sich für die Fahrt umzukleiden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gerechtigkeit erfordert, daß wir bei allem, was wir für uns selbst anstreben, auch an die Gesamtheit denken.  
Gertrud Bäumer.

## Weihnachts-Gottesfrieden in den Schützengräben.

Wenn auch der schöne Gedanke des Gottesfriedens am Weihnachtstage an dem Widerspruch der Feinde gescheitert ist, so lassen doch die jetzt aus den Schützengräben kommenden Schilderungen erkennen, wie die kämpfenden Soldaten an vielen Stellen ihn auf eigene Faust durchgeführt haben. Auch in englischen Blättern werden eine ganze Reihe von Briefen von der Front veröffentlicht, die von diesem Weihnachts-Gottesfrieden erzählen. Da wird geschildert, wie die Soldaten sich erst vorsichtig aus den Schützengräben hervorwagen, wie sie aber bald Vertrauen zueinander fassen, sich in der Mitte zwischen ihren Linien treffen, sich, so gut es gehen will, miteinander verständigen und allerhand kleine Geschenke, wie Zigaretten und Schokolade, austauschen. Ein besonders anschauliches Bild von einem solchen Weihnachtsidyll inmitten des blutigen Krieges entwirft der Brief eines englischen Offiziers. „Weihnachten", so schreibt er, „wird in dem Gedächtnis vieler britischer Soldaten, die in unseren Schützengräben lagen, als einer der merkwürdigsten Tage ihres Lebens eingegraben bleiben. Die Engländer und die Deutschen stellten für eine Zeit das Feuer ein, kamen in den Raum zwischen ihren Feuerlinien, begruben ihre Toten und hielten einen kurzen Trauergottesdienst ab. Unser Kaplan war mit dem Oberst gekommen, um an dem Begräbnis eines unserer schottischen Soldaten in unserm Schützengraben teilzunehmen. Während des Gottesdienstes bemerkte man, daß ein oder zwei unserer Leute außerhalb standen, aber man achtete nicht darauf, und erst nach dem Ende der Feier rief der Oberst: „Kommt herein, Leute!" Sie antworteten, daß auch einige Deutsche draußen wären, und allmählich kamen mehr beim Feinde zum Vorschein, darunter auch einige Offiziere, aber keiner bewaffnet. Schließlich wollte unser Oberst selbst sehen; auch der Kaplan sprang heraus und rief hinüber: „Spricht jemand Englisch?" Ein Soldat kam vor, und zu unserer Verwunderung sahen wir unsern Kaplan hinübergehen, den deutschen Befehlshaber und seinen Stab grüßen und mit ihm sprechen. Fast zur gleichen Zeit kam ein Hase in Sicht und lief zwischen den Schützengräben hin; im selben Augenblick stürmten die Deutschen aus ihren Schützengräben und die Engländer aus den ihren, und es entspann sich etwas wie ein Fußballmatch, wobei der Hase der Fußball war und die Feldgrauen auf der einen, die Kurzröde auf der anderen Seite kämpften. Das Spiel wurde von den Deutschen gewonnen, die den Preis davontrugen. Aber es hatte mehr als einen Hasen gebracht — eine plötzliche Freundschaft hatte sich geknüpft, der Gottesfrieden war ausgerufen, und an diesem Weihnachtstage wurde zwischen unseren Linien kein Schuß getauscht. . . .

Über die 50 Meter, die die Gräben trennten, lagen die Leichen von einer Anzahl Soldaten verstreut, und bald waren deren Kameraden auf beiden Seiten an der Arbeit, Gräber für ihre Toten zu graben. Unser Pater fand den deutschen Befehlshaber sehr geneigt, als er ihm den Vorschlag machte, doch nach der Bestattung der Toten ein kurzer Gottesdienst stattfinden sollte. Es paßte auch ganz zu der Art der Deutschen, die am heiligen Abend nur zufällig einen Schuß abgegeben hatten und sehr eifrig beim Biederlingen gewesert waren. Von seiner Unterredung erzählte der Geistliche später: Der Deutsche nahm seine Zigarrentasche heraus und bot dem Pater eine Zigarre, die angenommen wurde. „Gesstatten Sie mir, sie nicht zu rauchen", sagte der Kaplan, „sondern sie als eine Erinnerung an den Weihnachtsfest und die Begegnung mit Ihnen zu bewahren." Der Deutsche antwortete lachend: „O gewiß, aber können Sie mir nicht auch ein Andenken geben?" Der Pater gab ein „Soldaten-

gebetbuch', und der deutsche Offizier sagte, als er es nahm: „Ich schätze dies sehr, weil ich glaube, was es sagt, und wenn der Krieg vorüber sein wird, will ich es meinem jüngsten Kinde als ein Andenken geben.“ Er zeigte dann dem Geistlichen den Namen und die Adresse eines tapferen englischen Offiziers, die er in seinem Notizbuch aufgezeichnet hatte. Der Engländer lag im Sterben, als der deutsche Offizier gerade vorüber kam und sah, wie er sich bemühte, etwas aus der Tasche zu holen. Er half dem Sterbenden — was er im letzten Augenblick hatte herausnehmen wollen, war die Photographie seiner Frau. „Ich hielt sie ihm hin, und er sah darauf, bis er nach einigen Minuten die Augen für immer schloß.“ Der Kaplan schrieb sich Namen und Adresse auf, der Familie des Gefallenen diese Nachricht zu übermitteln. Während des Gottesdienstes für die Toten standen auf der einen Seite der Grube in der Mitte zwischen den beiden Schützengräben die deutschen Offiziere mit ihren Soldaten, auf der andern die englischen Offiziere und Soldaten, und zwischen ihnen befand sich der englische Kaplan, ein Dolmetscher und ein deutscher Theologiestudent, der als Soldat diente. Unser Kaplan las den 23. Psalm in englischer Sprache, der deutsche Student wiederholte ihn in deutscher. Dann wurde ein kurzes Gebet verlesen, das der Kaplan auf einer Postkarte aufgeschrieben und der Dolmetscher übertragen hatte, und so wurde es Satz für Satz erst in englischer, dann in deutscher Sprache gesprochen. Es war ein denkwürdiger Anblick, Offiziere und Mannschaften, die miteinander gekämpft hatten und, während ich schreibe, wieder so erbittert kämpfen wie je, hauptsächlich, demütig, heiligen Frieden halten zu sehen, während sie am Weihnachtstage 1914 ihren Toten die letzte Ehre erwiesen.“



### Aus der Kriegszeit.

**Weihnachtsbriefe.** (Original.) Die hier geschilderten „Schützengrabensrcundschaften“ sind laut A r m e e b e f e h l strengstens untersagt worden. Wir berichteten bereits im politischen Teil darüber. Die in den Briefen beschriebenen Erlebnisse spielten sich vor dem Verbot ab.

#### I.

„ — — — Daß ich Weihnachten gut verlebt habe, wirst Du bereits wissen. Es war aber auch schön; denn wir feierten Weihnachten wie zu Hause! Zwei kleine Mädchen und ein kleiner Junge, zwei alte Deutschen von 70 Jahren, die wir uns dazu geholt und von unseren Liebesgaben beschenkt hatten, verschönerten das Fest. Du hättest die erstaunten Gesichter der Franzosen sehen sollen, als sie den brennenden Weihnachtsbaum sahen. Wir hatten uns den schön geziert. Von Kartoffeln allerhand Figuren ausgeschnitten, mit Silberpapier und Schokolade ungewickelt, Nüsse, Zigarren, Zigaretten, sogar vier Äpfel, Lichter usw., alles hing daran. Von der Verbandstation holten wir uns etwas Watte, die den Schnee ersetzte! Jedem Teilnehmer wird das ewig im Gedächtnis bleiben. Die größte Freude wurde mir nun zuteil, als mir unser Major am 1. Feiertag das Eiserne Kreuz anheftete. Nun will ich Dir noch mal etwas schreiben, worüber Du jedenfalls sehr erstaunt bist, aber wahr ist es. Am Weihnachtsabend stellten meine Kameraden brennende Bäumchen oben auf die Deckung, und von der Zeit an wurde nicht mehr geschossen. Am 1. Feiertag gegen 3 Uhr winkte nun von uns einer mit der Kognakflasche, und sofort wurde von der anderen Seite wieder gemunkelt. Nun zeigte sich von uns einer auf der Deckung, von der anderen Seite sogleich zwei Jnder, und so ging es weiter auf der ganzen Linie, aber alles ohne Waffen. Jnder und Kanadier gingen nun los bis zur Mitte (unser Graben ist ja nur höchstens 80 Meter entfernt, wohin wir auch gingen). Nun wurden Zigaretten und sonstige Sachen gegenseitig verteilt. Der eine Kamerad bewirkte uns mit seiner Kognakflasche, woraus jeder einen kräftigen Schluck nahm, bis die Flasche leer war. Sie erzählten uns, daß sie nicht mehr schießen wollten, überhaupt nicht mehr gegen uns kämpfen, aber die Engländer würden sie zwingen. Wir sollten auch nicht schießen. „Aber gute Soldaten gut stürmen“, wiederholten sie immer wieder. Nachher ging alles wieder zurück, und bis jetzt ist am Tage noch kein Schuß bei uns gefallen. Nur in der Nacht

schießen die Jnder oder Engländer hin und wieder mal in die Luft. Wie lange wird es wohl dauern und der Kampf beginnt wieder. — — —

#### II.

Weihnachtsbrief eines Wiesbadener Freiwilligen, welcher mit 16 Jahren eintrat und, da im Anfang verwundet, das zweite mal im Feld steht:

„Lager bei A. im Argonnerwald, 27. Dezember 1914. Liebe Eltern! Am 24. Dezember, abends 7 Uhr, haben Max R. und ich Weihnachten in Feindesland gefeiert und gedachten wir beim Brennen der Lichter des kleinen Bäumchens, das Ihr mir geschickt habt, ganz besonders unserer Lieben in der Heimat. Alle Weihnachtslieder haben wir da gesungen, wie wir es früher in der schönen, warmen Stube getan haben. Wir dachten auch daran, wie manche Träne heute abend in der Heimat und in Deutschland fließen möge, und beteten zu Gott, daß er uns bald Frieden schenken möge. Dann schliefen wir ein. Am anderen Morgen, es war der erste Feiertag, gingen wir um 7 Uhr in den Schützengraben. Diesen Tag vergesse ich nie. Eine feierliche Stimmung lag über der Natur und selten unterbrach ein Schuß diese Stille. Um die Mittagszeit riefen wir den Franzosen, wir waren kaum einige Meter von ihnen entfernt: „Fröhliche Weihnachten“ hinüber. Auf einmal standen Deutsche und Franzosen auf dem Grabenwall. Die französischen Offiziere verstanden Deutsch, und wir sagten ihnen, daß sie heute, an einem solch heiligen Tage, nicht so viel schießen sollten. Dann warfen wir ihnen Zigarren und Zigaretten zu, und wir erhielten Apfelsinen, Schokolade und Weißbrot. Die Verpflegung scheint bei ihnen ganz gut zu sein. Sie sagten noch, daß sie gerne Frieden haben wollten, aber ihre Regierung sei von England zu sehr beeinflusst. Also Ihr seht, daß es auch unter den Franzosen gute Menschen gibt. Am 26., nachmittags, brachte unsere Feldküche einen guten Rausch. Als wir alle so zusammenstanden, schlugen plötzlich die Granaten in unser Lager ein, direkt in einen Unterstand schlug eine. Die vier Kameraden, die drinnen waren und Karten spielten, sind Gott sei Dank mit dem bloßen Schreden davongekommen. Die Pferde unserer Feldküche waren sofort tot. Mein Korporalschaftsführer und noch ein Kamerad leicht verwundet. Sonst keine Verluste. Die Beschichtung dauerte fast 1/2 Stunde, und wußten wir nicht, wohin. Wir legten uns deshalb auf die Erde nieder, bis es aufhörte. Um 6 Uhr wurden wir in einen großen Unterstand geführt, und unsere Weihnachtsfeier der Kompanie begann. Auf den Tischen lagen Zettel, auf denen der Name des Pioniers stand, dem die Geschenke gehörten. Ich erhielt Staudchen, Aniewärmer, Taschentücher, Tabak usw. Konfekt, Lebkuchen, alles gab es im Überfluß. Drei große Weihnachtsbäume brannten. Die Musik spielte „Stille Nacht, heilige Nacht“. Begeistert fielen wir ein, und in mandem, sogar in vielen Augen standen Tränen. Unser Hauptmann hielt eine Rede und wünschte einen baldigen Frieden, und daß wir alle bald gesund und munter wieder heimkehrten. Also das, liebe Eltern, waren meine Weihnachten in Feindesland, und werde ich dieselben nie vergessen. Möge uns Gott bald einen gesegneten Frieden schenken. In dem ich Euch vergnügte Feiertage und ein gesegnetes, fröhliches Jahr wünsche, verbleibe ich unter tausend herzlichen Grüßen Euer Sohn Karl.“

**Kriegserinnerungen eines Landwehmanns.** Es war Ende September, als wir plötzlich von unserer mehrtägigen Bahnschutzwache im Aartal abgelöst wurden. Unsere blaue Landwehmannsuniform war bald mit der grauen Felduniform vertauscht. In zwei Tagen war das Bataillon zur Ausreise marschbereit. Am Vorabend der Abreise fand noch Appell statt, wo uns bekannt gemacht wurde, daß die Abfahrt vor 6 Uhr früh nicht erfolgen würde. Unsere Angehörigen verständigten wir, damit sie an der Bahn sein konnten. Es kam aber anders. Nachts 2 Uhr wurde Alarm geblasen und nach einem längeren Aufenhalt auf unserem Sammelplatz ging es zur Bahn, wodurch uns die Möglichkeit genommen war, unsere Lieben noch einmal zu sehen. Nachdem wir uns von den zurückgebliebenen Vorgesetzten verabschiedet hatten, setzte sich der Zug gegen 5 Uhr in Bewegung. Es war ein regnerischer Sonntag. Der Aufenthalt in den Güterwagen, welche mit Bänken bestückt waren, ist nicht angenehm gewesen. Nach 17stündiger Fahrt, während welcher wir reichliche Verpflegung erhalten hatten, war unser Ziel, das Vogesenstädtchen M., erreicht. Im Speiseraum einer Weiberei fanden wir Unterkunft. Am nächsten Tage wurde gleich die Verteilung des Erfasses in das Regiment vorgenommen. Es entfielen auf unsere Kompanie ca. 80 Mann. Nachdem wir in unser Quartier zurückgekehrt waren,

wurde bekannt gegeben, daß wir uns in Alarmbereitschaft halten müßten. Nachts um 2 Uhr trat der Feldweibel ein und alarmierte. Mit Sturmgepäck ging es zum Sammelplatz. Niemand von uns wußte, wo die Reise hinging. Nach ca. 1½ stündigem Marsch auf steiler Fahrstraße erreichten wir den Grenzpaß Col de St. D. Unterwegs hörten wir öfters den unheimlichen Ruf eines Ränzchens, sonst war Totenstille. Die einzelnen Gebäude — Grenzwaache und Restaurants — zeigten deutliche Spuren des Krieges. Wir machten Halt und bekamen in der Dunkelheit unseren Kompagnieführer vorgestellt, welcher in einem Forsthaus auf der Höhe einquartiert war. Die Mannschaften der Stammkompagnie befanden sich in der Nähe auf Feldwaache und nahmen am Gesecht nicht teil. Nach ca. halbständigem Aufenthalt auf der Höhe setzten sich die Kolonnen in Bewegung, nachdem wir vorher geladen hatten. Wir marschierten bergab dem französischen Dorfe B. zu. Alle waren gespannt, was es jetzt geben würde. Nach ca. halbständigem Marsch bekamen wir Infanteriefeuer aus dem Dorf und von einer aufgestellten Feldwaache im Walde. Unsere Spitze knallte heftig, wir blieben in Deckung. Es dauerte nicht lange, kam der Befehl . . . Kompagnie im Aufschritt zurück. Wir erreichten bald eine Brücke, welche wir überschritten und kamen auf einen Feldweg. Die vor uns liegende bewaldete Anhöhe wurde erklimmt und besetzt. Es wurden Patrouillen ausgesandt, welche nach kurzer Zeit drei Hofhöfen als Gefangene zur Kompagnie brachten. Es waren ältere Leute, welche zu versichern gaben, daß sie verheiratet seien und Kinder hätten. Einer davon gab durch Zeichen sogar die Größe der Kinder an. Die Franzmänner schienen mit ihrem Los zufrieden zu sein; ich hatte sogar das Empfinden, als wenn sie die Gefangennahme als eine Erlösung betrachteten würden. Ihre Gewehre zerfügten sie mit einer Schnelligkeit, daß es einem der Unserigen mit Mühe gelang, eines derselben unversehrt in die Hände zu bekommen. Nachdem unsere Artillerie das Dorf bestig beschuß, wurde der Gegner zur Räumung gezwungen. Unser einschendes Flankenfeuer brachte manchen Franzmann zur Strecke. Nach Räumung des Dorfes durch den Gegner ging es bergan, um dort Alpenjäger, welche sich gut eingegraben hatten, zu vertreiben. Dieser Vorstoß brachte Verluste auf beiden Seiten, wenn auch nicht bei unserer Kompagnie. Unter den Verwundeten befand sich unser Bataillons-Adjutant, welcher einen Knieschuß bekam. Nachdem das erreicht war, was von der Stellung beabsichtigt, gingen wir zurück und zogen mit Gefang — unsere gefangenen Franzosen an der Spitze — in unserem Quartierstädtchen gegen 4 Uhr ein. Die Feuerkämpfe ist uns allen sehr gut bekommen, denn bei dem folgenden Mittagessen entwickelten wir einen sehr guten Appetit. Die folgende Nacht wurden wir wieder um 8 Uhr alarmiert. Diesmal ging es Feldmarschmärg. Wir gingen den gleichen Weg wie am Tag zuvor. Unsere schwere Batterie sandte über unsere Köpfe hinweg Solden zu den Franzmännern. Der Luftdruck war so stark, daß man unzufallen drohte. Etwas abseits stand eine Feldbatterie, welche auch fleißig bei der Arbeit war. Wir gingen stundenlang an den Bergabhängen entlang; endlich hatten wir Führung mit dem Feind, welcher sich wieder eine gute Stellung ausgesucht hatte. Die Kugeln pfliffen einem so um die Ohren, daß wir gezwungen waren, hinter Bäumen Deckung zu suchen. Schon wurden Tote und Verwundete hinter die Front geschafft, hier und da lagen tote Franzosen und Ausrüstungsstücke. Immer weiter ging es vor, bis mit dem Bajonett die Schützengräben der Alpenjäger genommen waren. Wir verbrachten die Nacht am Abhang des genommenen Berges. Am nächsten Tag wurden die Angriffe auf den Feind mit unermindelter Kraft fortgesetzt. Leider fiel im Laufe des sehr heftigen Waldgesechtes mancher unserer Ersaher — kaum drei Tage von der Heimat weg. Pioniere sorgten dafür, daß die Gefallenen bald beerdigt wurden; einfache Holzkreuze, auf welchen die Namen stehen, bezeichnen in der Wald einsamkeit die Stellen, wo die Braven ihre letzte Ruhe gefunden haben. Gegen 6 Uhr nachmittags war das Gesecht beendet, worauf wir nach einem mehrstündigen Marsch spät abends in unser Quartier einrückten.

**Parfisa! im Felde.** Walther Kirchhoff, der hier bestens bekannte Tenor der Berliner Hofoper, der als Dirigent und Führer einer Fuhrparkkolonne vor Verdun lag, weist augenblicklich, auf kurze Zeit beurlaubt, in Berlin, und hat uns die nachstehende Schilderung seiner Kriegserlebnisse zur Verfügung gestellt: Am Montag sang ich in Bayreuth bei den Festspielen den Parsifal, am Mittwoch den Jung-Siegfried, und am nächsten Tage rief mich die militärische Order nach dem Osten des Reiches, nach Posen, wo ich die Führung einer Fuhrparkkolonne zu

übernehmen sollte. Das war der Ernst. Ade, du liebes Spiel! Jetzt hieß es Siegmunds Götterschwert mit dem lieben, alten Kavalleriebegen vertauschen. Einen Tag später waren wir mobil, und jetzt ging's — Ja, jetzt ging es zunächst mal nicht nach Ruhland, wie unsere Schulweisheit sich's träumen ließ, von Posen nach Westen. Weit nach Westen. Erst Metz, die liebe Heimatsgarnison (Herr Kirchhoff war früher aktiver Dragoneroffizier in Metz. Die Red.) und dann nach Luxemburg, die belgisch-französische Grenze. Vorwärts in endlos langen Märschen — manchmal 48 Stunden ohne Ruhepause — in Feindesland. In Arlon bekamen wir zum erstenmal den Feind zu Gesicht. Französische Kavallerie, die einen Plankenvorstoß gemacht hatte und die Trains bedrängte. Zurückflutende Bagagen, ein Augenblick Getümmel, meine Kolonne schnell zur Verteidigungsstellung formiert. Und dann wieder vorwärts, unsere Kavalleriebedeckung hatte aufgepaßt, der Feind war geworfen. So kam der 26. August. Wir hielten vor Sarville am Chausseerand, dicht vor uns ein ernsthaftes Gesecht. Da tauchten hinter uns Husaren auf, die zwei Automobile flankierten. Im vorderen sah im grauen Attila der Kronprinz. Ich hielt, vollbärtig und bestaubt vom Helmrand bis zur Stiefelspitze vor meiner Kolonne. Der Kronprinz erkannte mich, ließ halten und zog mich in ein Gespräch. Beim Abschied gab es für mich ein Paket Zigarren und Schokolade. Der Tag war heiß und glücklich für unser Korps. Wir kamen in scharfes Feuer und konnten, stets beschossen, nur mühsam an die kämpfende Truppe heran. Aber am Abend war der Probiert pünktlich da. Wir schienen unsere Sache gut gemacht zu haben, denn noch am selben Abend hatte mein Kommandeur, der prächtige Oberst H., das Eisener Kreuz erster, ich das Kreuz zweiter Klasse. Seit Anfang Oktober lagen wir im Argonnenwald, schließlich vor Verdun. Jetzt ging es ruhig zu. In V., in der Côte Lorraine, unserem ständigen Quartier der letzten Wochen, hatten wir es sogar höchst komfortabel. Hier hatte ich das Vergnügen ein französisches Journal in die Hand zu bekommen, in dem ich — o Schreden! — auf mein armseliges Künstlerhaupt einen Preis gesetzt fand! Denn man denke sich: Ich war in Paris gewesen, ich hatte in der Salle Gaveaux gesungen, ich war ein früherer preussischer Offizier — was war also selbstverständlicher, als daß ich recht nach Herzenslust spionierte hatte. Alter Junge, du hast bis dahin nie genutzt, was für ein gefährliches Subjekt du warst! Kurz vor Weihnachten wurde ich zum Diner in das kronprinzliche Hauptquartier geladen. Der Kronprinz war bei bester Gemüthsheit, lebhaft wie immer. Ich glaubte, während des Feldzuges wie zum Soldaten zu kommen. Denn jetzt war es ja ernst und ich war Soldat. Aber als in . . . die . . . Division Weihnachten feierte, hat man mich um meine Mitwirkung, und in der Kirche von St. M. gab ich dann unsern Braven ein weihnachtliches Kirchenkonzert. Von Verdun brang Kanonendonner herein, die Kirche war festlich erleuchtet und wir war sehr ernst und feierlich zumute, als ich zu dieser Weihnachtsfeier im Feindesland, inmitten dieses wahren, großen Pathos der Weltgeschichte um mich her, das kraurig-weihevollle Ade Maria Johann Sebastians sang. O süße Tröstlerin Musik! Schließlich noch ein kleines Erlebnis. Ich war Ortskommandant von V., einem Städtchen der Côte Lorraine, und hatte im höheren Auftrage Hausfuchung im ganzen Ort halten lassen. Da fanden wir unter anderem im Hause eines Belgiers, im Keller versteckt, einen vollständigen Silberfah, den der Wursche angeblich zur Aufbewahrung erhalten haben wollte. (Später, beim Verhör, wechselte er die Lesart und wollte das Silber vor uns in Sicherheit (1) gebracht haben.) Die Initialen waren entfernt, aus der auch vorgefundenen reichlichen feinen Tafelwäsche sogar herausgeschnitten, und die ganze Geschichte so verdächtig wie möglich. Wenig später fand ich dann die Aufklärung. Dicht am Ort lag die Villa des Obersten Rath du Clan, und hier fand ich auf dem Schreibtisch einen „Brief an die deutschen Offiziere“. Der Oberst hat da in sehr würdigen Ausdrücken die deutschen Offiziere um Schonung seines Familiensilbers, zu dessen Fortschaffung er keine Zeit gehabt habe, „wie es mit dem gleichen Familienandenken 1870 sein Vater getan habe, der bei Friedensschluß alles unverfehrt fand.“ Ich beantwortete diesen Brief und ließ das ganze Silber, dessen Wert ich übrigens auf mindestens 12 000 bis 15 000 M. schätze, auf die Marke schaffen, wo ich es gegen Quittung deponierte.